

## Der blaue Brief

Ich habe es nur ein einziges Mal gemacht. „Einmal ist keinmal“, heißt es oder „Einmal ist einmal zuviel“, beides ist falsch, einmal ist genau einmal, nicht mehr und nicht weniger, für immer. Über die Konsequenzen darf man sich dann nicht wundern, das heißt natürlich darf man sich wundern aber von diesem Wundern nichts erwarten. Einmal Kiffen zeigt noch keine Wirkung aber die Rezeptoren sind bereit; einmal jemanden Küssen heißt genau einmal etwas über jemanden zu erfahren, das ist dann meistens zuviel oder zuwenig; einmal ist einmal mit allen möglichen Folgen, dabei bleibt es.

Ich habe den Brief einfach eingesteckt. Es war das schlimmste, was man in meinem Job machen konnte, es war ungefähr so als wenn ein Buchhändler nicht liest, als wenn ein Schlachter versucht seine Kunden zu Vegetariern zu machen oder als wenn ein Werber sein Produkt öffentlich kritisiert.

Ich könnte behaupten, dass mein Verstand für einen Moment ausgesetzt hätte, dass ich übermüdet, krank oder von privatem Schicksal gebeutelt gewesen wäre, dass ich plötzlich getrieben war, nicht anders konnte, aber so war es nicht. Ich wusste ganz genau, was ich tat und was es bedeutete, es war purer Egoismus; ich wollte ihn einfach haben.

„Das ist meiner“, dachte ich, als zwischen den unzähligen weißen Umschlägen, die ich in die Fächer sortierte plötzlich ein blauer aufleuchtete. Mein Blick flog über die Schrift, die schwarz über das Paper tanzte wie Wellen über das Meer, nur eben nicht weiß sondern schwarz und schlängelte sich mitten in die Gegend um mein Herz hinein.

*Barcelona* stand in der untersten Zeile des Absenders und *Kastanienallee* in der Anschrift, das genügte.

„Oh, der ist für mich“, rief ich, die anderen sahen nicht einmal zu mir herüber, blinzelten unverändert in die gleißende Frühlingssonne, die sich durch das halb geöffnete Fenster unserer Sortierstelle drängte und das feine Rauschen, das entsteht, wenn Briefe durch Hände gleiten stoppte nicht; niemand unterbrach seinen Rhythmus, warum auch, es kam häufiger vor, dass jemand eigene Briefe erwischte, nichts Ungewöhnliches, wenn man im Postamt des eigenen Bezirks arbeitete.

Der Brief war natürlich keinesfalls für mich, weder kante ich jemanden in Barcelona noch wohnte ich in der Kastanienallee, aber zwischen diesen beiden wellig auf dem Umschlag tanzenden Wörtern spannte sich ein Bogen mit meinen größten Wünschen. In Barcelona hatte ich einmal vier sehr schöne seltsame Tage verbracht, die immer wenn ich daran denke in dem Wirrwarr meiner Erinnerungen aufleuchten wie die fluoreszierenden an die Decke geklebten Leuchtsterne über dem Bett meiner allerersten richtigen Liebe.

Ich war vor einigen Jahren Anfang April dort gewesen, hatte ein winziges Apartment mit riesiger Dachterrasse über dem touristischen Placa Reial gemietet; drinnen sah es aus wie in einer Gefängniszelle mit einfacher, durchgelegener Pritsche, Gittern vor den Fenstern und einer schäbigen Kochnische, aber draußen konnte sich der Blick über die glänzenden Dächer bis weit in die Berge hinein und über das Meer hinaus verlieren und es war so schön, dass ich es manchmal kaum wagte hin zu gucken und mich drinnen vor den weißen Wänden erholen musste. Die Palmen bogen sich im Frühlingswind und das Rauschen der Wedel wurde nur in der ersten Nacht von den Fans von Manchester United und dem FC Barcelona übertönt, die sich unten auf dem Platz mit Gegröle und zerspringenden Biergläsern ein Match parallel zur Championsleague lieferten. An den anderen Tagen und Nächten hob sich das Summen der Stadt und der Wellen zu mir hinauf und ich saß dann ganz still, hörte zu und verstand und mit den Geräuschen kamen langsam auch die Bilder, hell und klar wie ich es manchmal als Kind gekannt hatte, wenn ein besonderes Ereignis bevorstand und in meiner Vorstellung strahlte. Der Geburtstagstisch am Morgen. Der letzte Schultag vor den großen Ferien.

Ich hatte das Dach und das Zimmer nicht verlassen können, vier Tage lang nicht, ein schlimmer Virus hatte sich in meinem Magen-Darm-Trakt eingenistet und doch hatte ich das Gefühl, alles gesehen zu haben als ich abreiste: die Straßen mit den blitzenden Jugendstilhäusern, die kickenden, lärmenden Jungs im Park Güel, die dichtgedrängten Touristenströme auf den Boulevards, den Mittelmeerglanz in den Gesichtern, die Bilder von Tapies und Picasso, die knusprigen Tapas in den lauten fröhlichen bars, die Armut in den dunklen Seitengassen, Wäscheleinen zwischen den Häusern, die Fremdheit nachts in den Straßen und natürlich die Wärme, die von den Bürgersteigen aufstieg, unter Hosenbeine und Röcke kroch und über rasierte oder haarige Häute strich.

Ich hatte Durchfall gehabt und mich ständig übergeben müssen, ich war wackelig und schwach und dennoch waren es einige meiner besten Tage. Ich bin keiner Stadt, die ich als Touristin besuchte jemals näher gekommen, ich habe mich nie wieder irgendwo so zuhause gefühlt wie in diesen Bildern, die mit der Wärme zu mir aufstiegen.

Die Kastanienallee war meine Lieblingsstraße in der Stadt, in der ich lebte; eine Stadt, an die ich mich gewöhnt hatte und darum mochte, die eine Geschichte mit mir entwickelt hatte, vielleicht nicht die, die ich mir immer gewünscht hatte, aber doch immerhin eine reale, sichtbare Geschichte mit bekannten Gesichtern und Plätzen, mit endlosen Arbeitstagen und durchfeierten Nächten, mit Affären und Trennungen.

In der Kastanienallee gab es die netteste Bar mit dem bestaussehenden DJ, die schönste Boutique mit gemusterten Kleidern aus buntem Frottee und den Bäcker mit den leckersten Franzbrötchen, zimtig-süß. Und natürlich die prächtigsten Kastanien, die in blühenden Frühlingsmondnächten aussahen wie an geknipste Laternen.

Die Straße war ruhig, eine Sackgasse und dahinter ein kleiner Park, beide gehörten so sehr zusammen als wären sie gleichzeitig entstanden, schienen sich aneinander anzulehnen, ich konnte mir das eine ohne das andere überhaupt nicht vorstellen. Im Sommer verrenkten sich hier die Leute bei ihren Tai-Chi-Übungen, joggten, lasen oder picknickten und tranken Wein. Eichhörnchen und Kaninchen rasten manchmal über die Grünflächen, es war friedlich, still und hatte kaum etwas mit dem Rest der Stadt zu tun. Ich ging oft dort spazieren und hoffte, dass ich eines Tages etwas anderes tun würde als Briefe sortieren und mir hier eine Wohnung würde leisten können. Es war nicht so, dass ich meinen Job nicht mochte-manchmal, wenn die Briefe durcheinander aus den Säcken purzelten mochte ich es sogar so sehr, dass etwas knapp unterhalb meines Brustkorbs zu flattern begann, aber leider war es einfach u schlecht bezahlt für ein Leben jenseits von winzigen Wohnungen, Lebensmitteldiscountern, Ikea und H&M.

Es ging ganz schnell an diesem Nachmittag. Ich steckte den Brief einfach in die Tasche meiner Jacke, die sich ein bisschen über dem Umschlag aufblähte als wäre sie empört; ich war überhaupt nicht aufgeregt, hatte auch nicht das Gefühl, etwas unrechtes zu tun, glaubte eher, dass er tatsächlich für mich gedacht war. Ich sah

mich noch einmal um, alles war sehr klar, die Gesichter der anderen waren so hell, dass sie fast nicht mehr zu erkennen waren, feiner Staub schwebte durch den Raum, ich wagte kaum zu atmen und wusste sofort, dass es wichtig und gefährlich war.

Als ich ein paar Stunden später durch eine milde Frühlingsluft nach Hause ging, strich ich immer wieder vorsichtig über die scharfen Ränder des Umschlags, die kleine Risse auf der Haut meiner Fingerkuppen hinterließen und alles war leicht. Zuhause schob ich ihn hinter das Bild meines uralten Großvaters, der sich für mich immer eine Diplomaten-Laufbahn vorgestellt hatte und vor lauter Kummer, dass ich mich nun mit verschiedenen Jobs durchschlug hatte er aufgehört in vollständigen Sätzen zu sprechen und gab nur noch kurze Befehle von sich.

Vielleicht war es aber gar nicht die Enttäuschung, vielleicht einfach nur das Alter, die Tatsache, mit einer Neun vorne leben zu müssen, während bei mir immer noch die Zwei stand, seine Lieblingszahl; vielleicht war es beides zusammen und dazu noch die Gewissheit, die sich jetzt nicht mehr verleugnen ließ: dass sich Wünsche nicht übertragen lassen, sich keinen Millimeter von dem Wünschenden weg bewegen, für immer an ihm kleben.

Ich stellte den Brief so, dass er zwar verdeckt war, aber doch eine kleine blaue Ecke schimmernd hervor lugte; ich wollte ihn immer sehen können und dennoch vermeiden, dass der, mit dem ich zusammen lebte ihn fand. Ich wollte ihn nicht lesen, auf keinen Fall und ich wollte auch nicht, dass jemand anders es tat, denn wenn ich schon das Schlimmste getan hatte, was in meinem Beruf möglich war, so wollte ich zumindest das Zweitschlimmste für jeden Beruf vermeiden: Das Briefgeheimnis anzutasten!

Ich hatte als Kind zwiespältige Erfahrungen gemacht, denn ich hatte Eltern und ich bin mir ziemlich sicher, dass es keine Mutter und keinen Vater gibt, die nicht wenigstens einmal einen Brief ihrer Kinder gelesen haben, den sie nicht lesen sollten, von dessen Existenz sie nicht einmal etwas wissen durften. Vielleicht ist dieser Vertrauensbruch der Moment, in dem man beschließt Geheimnisse außerhalb von Briefen zu entwickeln; man wird allmählich zu einem personifizierten Briefgeheimnis, besteht aus mit Tesa doppelt verklebten Briefen und erst später in halbwegs erwachsenen Beziehungen öffnet man sie wieder aber um Himmels willen vorsichtig und auch keinesfalls alle auf einmal. Wenn es gelingen soll.

Bei mir passierte es in der vierten Klasse, es gab jemanden, in den ich verliebt war, ein Rowdy aus der Parallelklasse mit ganz zarten blonden Locken. Ich war hingerissen von soviel Widerspruch, ich wusste ja noch nichts von all dem und dass es auch später immer wieder diese Widersprüche sein würden, in denen große Gefühle wohnen.

An einem Mittwoch hatte er mir in der Pause einen mit Nutella verschmierten Brief in den gelben Scout-Ranzen gesteckt, den ich erst zuhause beim Auspacken in meiner Sachunterrichtsmappe fand. Es war eine graue aus einem Matheheft herausgerissene Seite und über den kleinen Karos stand in unbeholfen-krakeliger Schrift: *Willst du mit mir gehen?*

Das Fragezeichen tänzelte ein Stück weiter oben so dass es nicht wie eine richtige Frage aussah, eher wie ein unfertiger Satz und darunter: *Kreuze an: Ja, Nein, Vielleicht* und unter diesen drei Möglichkeiten drei schiefe Kästchen, die sich über die kleinen Karos hinaus bewegten. Ganz unten in der Ecke ein nur halb mit Tintenkiller entfernter Fleck und daneben: *Dein Marcus*. Marcus mit C, das war was besonderes.

Ich spürte zum ersten Mal in meinem Leben wie es ist, wenn man sich einer Ohnmacht nähert, etwas rauschte von überall heran und rutschte wellig durch mich hindurch. Ich ließ mich auf den Flokati in meinem Kinderzimmer sinken und rupfte zur Beruhigung an den weißen Fusseln, was streng verboten war. Ich hatte Angst vor diesen plötzlichen unbekanntem Symptomen aber aus irgendeinem Grund war mir klar, dass dies nicht der richtige Moment war, meine Mutter zu rufen. Ich hielt durch, zitterte, starte auf die Kästchen, die mich um ein Kreuz anflehten und hatte keine Ahnung, was ich tun sollte; ich wusste nicht, ob mein Verliebtsein und dieser Brief irgendetwas miteinander zu tun haben konnten und beschloss, eine zeitlang darüber nachzudenken.

Am nächsten Tag, nach einem Schulvormittag, das hauptsächlich daraus bestand, besagtem Marcus mit c nicht zufällig in der Pausenhalle, beim Sunkistkaufen beim Hausmeister oder auf dem Weg zu den Turnstangen über den Weg zu laufen, wehte auf dem Nachhauseweg die Dunstabzugshaube den Geruch meines Lieblingsessens über die Straße, für das ich sonst immer tagelang kämpfen musste: dicke, olivgrüne Erbsensuppe mit kleingeschnittener Bockwurst. Misstrauen kannte ich noch nicht, ich war sehr jung und hungrig und aß drei große Teller, kratzte sogar die letzten Reste von den Rändern. Dann gab es auch

noch Vanille-Pudding mit Erdbeeren und gerade als ich meinen Löffel in die plusterige, blassgelbe Masse tauchen wollte, fragte meine Mutter: „Sag mal, wer ist eigentlich Marcus?“

Der Löffel landete im Vanillepudding, der an die grüngemusterte Tapete spritzte und schleimig daran herunter kroch, meine Mutter schrie auf, mein Bruder auch, als hätte er nur darauf gewartet; auch meine Stimme überschlug sich in einem neuen unbekanntem, schrillen Ton, ich rannte raus, knallte die Tür, lernte an diesem Nachmittag, dass auch Eltern manchmal Fehler machen und sich dafür schämen und beschloss, erwachsen zu werden.

Ich las den blauen Brief also nicht, machte mir aber auch keine Gedanken über die möglichen Folgen seines Verschwindens, sah ihn mir nur jeden Tag ganz genau an, strich vorsichtig über das blaue Papier, fächelte mir Luft damit zu und der Bogen, der sich zwischen Barcelona und der Kastanienallee spannte, vibrierte unter meiner Haut, ich fühlte mich frei, glücklich fast und die Tage wurden weit.

Bis ich eines Mittags nach Hause kam und mein Geliebter über einer riesigen Schüssel mit Gänseblümchen gebeugt saß und mich herausfordernd anblickte. Im ersten Moment dachte ich, dass sein Blick etwas mit dem Salat zu tun hatte, seit Tagen aßen wir Gänseblümchen, weil er wieder einmal irgendwo gelesen oder gehört hatte, dass Gänseblümchen das Nonplusultra für eine ausgewogene Ernährung seien, es war alle zwei Wochen etwas anderes, wiederholte sich manchmal und so kam es, dass wir uns zyklisch mal von Seetang, gerösteter Hirse oder eben Gänseblümchen ernährten.

Aber dann sah ich den Umschlag neben seinem Teller, blau mit ausgefranster, aufgeschnittener Kante, seine Hand wedelte mit einem ebenfalls blauen Zettel vor meinem Gesicht und er sagte: „Wer sind denn eigentlich Pierre und Eva? Und was soll das denn jetzt schon wieder-klaust du jetzt Briefe?“

Vielleicht hatte er die Sache mit dem Briefgeheimnis früher nicht erlebt, vielleicht war es ihm auch gelungen zu verdrängen; er brauchte jedenfalls keine Geheimnisse und hasste meine, fühlte sich irgendwie betrogen. Ich kannte seine Neugier, die immer wieder aufgetaucht war in den letzten beiden Jahren, aber ich hatte sie immer noch unterschätzt wie ich ihn auch in allem anderen unterschätzt hatte, von der ersten Sekunde an, als er mir ein Glas Wein in die Hand drückte und sehr ernst sagte: „Ich möchte dich gerne kennen lernen“ und wie ich den

Wein sehr schnell hinunter gestürzt hatte obwohl ich zu der Zeit eigentlich lieber Bier mochte; sofort, auf der Stelle betrunken geworden war und trotzdem sehr klar gedacht hatte: „Ach so, das nun also wieder, noch mal das Ganze, okay, noch mal von vorn“ und eigentlich müde war und erschöpft und mich trotzdem darauf einließ, ich weiß nicht genau warum, es war wieder dieser Widerspruch, der diesmal aus etwas anderem bestand, nicht aus zarten Locken und Wildheit; etwas, das an meinen Worten zerrte und sie zu einem Knäuel verknotete, das sich schwer auf meine Zunge legte; etwas, das mich vom ersten Augenblick an gefährdete, weil ich sofort spürte, dass es wichtig war aber nicht genau wusste warum. Natürlich ahnte ich in diesem benebelten und doch so deutlichen Moment noch nicht, dass das wichtigste manchmal auch das Ende sein kann.

„Das Briefgeheimnis“, flüsterte ich zitternd und ein leichter Schwindel flog heran, tanzte vor meinen Augen. Er lachte leise, es klang fast böse und seine großen dunklen Augen zuckten: „Das Briefgeheimnis, papperlapapp, das ist doch nur was für pubertierende Mädchen in Rosa und ihre symbiotischen Eltern!“ und fächerte wieder mit dem Blatt vor meinem Gesicht, der Luftzug schnitt schmerzhaft scharf über meine Wangen. „Hier, das solltest du unbedingt mal lesen! Damit du weißt was du vielleicht angerichtet hast! Man sollte es echt deiner Chefin erzählen, man sollte dich feuern! Aber erst solltest du es lesen, es ist wirklich besonders und wild.“ Er schob das Papier auf meine Seite des Tisches, an der Schüssel mit den schlappen, in Essig ertränkten Gänseblümchen vorbei, ich schrie auf, zuckte zurück, ich wollte es nicht einmal berühren, sah in sein grinsend auseinander gezogenes Gesicht, das ich so noch nie gesehen hatte und dachte: „Das war es also, das war der Widerspruch und jetzt hat er sich aufgelöst und zeigt sich und jetzt kommt, was immer kommt und man nicht will“, aber ich sagte nichts, es war als hätte der Schrei alle Laute aus mir heraus gezogen und das einzige was noch möglich war war auf den Gänseblümchen herum zu kauen, die plötzlich nach Erbsensuppe schmeckten, das kannte ich schon, es passierte häufiger im entscheidenden Moment, dass sich der Geschmack dieser Suppe auf meinem Gaumen ausbreitete und alles dämpfte und unter sich begrub.

„Was ist eigentlich ein Brief?“ dachte ich ruhig, während er weiter stichelte und schimpfte, wütend weil ich nicht reagierte, er hatte recht, es war unverschämt, aber es nützte nichts, ich hatte keine Geräusche mehr für einen normalen Streit und dieses hier war ernster und sehr still, „was ist ein Brief und was ein Gesicht

und warum darf man in fremde Gesichter gucken und in fremde Briefe nicht, auch in Gesichtern steht einiges, was niemanden etwas angeht, nur nicht so ausformuliert, aber auch die Sätze in Briefen sind nicht deutlicher, nichts ist deutlich, nur der Moment, in dem man sich für irgendetwas entscheidet.“

Ich erinnere mich nicht mehr, was er sagte, irgendwann ist er raus gerannt, am Küchenfenster vorbei, immer noch mit dem Brief wedelnd, der blaue Umschlag wellte sich leicht auf dem hellen Tisch. Ich habe den Salat komplett aufgegessen, bin aufgestanden, habe den fast sauber ausgekratzten Teller in die Spüle gestellt, dann ein paar meiner Lieblingssachen eingepackt: das bunte Frotteekleid, die Mix-CD von ihm; das Foto von meinem Schreibtisch; das Buch, das ich gerade zum fünften Mal las und bin zu einer Freundin gefahren, die mich eine zeitlang bei sich wohnen ließ, aber ohne die blaue Ecke meines Briefs hinter dem Foto meines Großvaters, ohne die Nächte mit dem unaufgelösten Widerspruch zogen sich die Tage zusammen und verdichteten sich zu einer einzigen Möglichkeit.

Ich fand eine winzige Wohnung in Barcelona und einen Job, der mit Briefen überhaupt nichts zu tun hatte und wenn ich jetzt manchmal am Strand spazieren gehe oder durch die Straßen streife wundere ich mich, dass mich die aufsteigenden Bilder damals während dieses kurzen kranken Urlaubs auf der Dachterrasse nicht getäuscht haben, dass tatsächlich alles so leuchtet und einfach ist und klar und leicht.

Manchmal denke ich noch daran, an uns, ich habe keine Sekunde vergessen und frage mich, ob er eines Tages in die Kastanienallee ging und den Brief ablieferte, ob es ein kühler leichter Morgen war oder ein heißer Nachmittag, ob Vögel zwitscherten oder Kinder krakeelten, ob er an diesem Tag gearbeitet oder sich mit der Zubereitung eines neuen, enorm gesunden Lebensmittels befasst hat; ich weiß nicht ob sie, Eva, den Brief jemals gelesen oder ob er ihn für immer behalten hat, meinen blauen Brief, mein Briefgeheimnis, ob sie sich vielleicht kennen gelernt haben, wahrscheinlich werde ich es nie erfahren, es ist ein anderes Geheimnis, eins ohne mich.

© Hamburg 2006 by Susanne Hölsebeck. Alle Rechte vorbehalten. Kommerzielle Nutzung nur mit Genehmigung der Autorin. [www.kunstgeschichten.eu](http://www.kunstgeschichten.eu)